

4. KAPITEL: »Kultur« als Relationierungsformel

Auf die grundlegende Frage, warum die VolkskundlerInnen immer wieder und an prominenten Stellen explizit über »Kultur« reden, lässt sich an dieser Stelle als erste Antwort darauf formulieren, *wie* sie es tun: Wenn die VolkskundlerInnen über »Kultur« reden, dann diskutieren sie erstens die *Qualität* und die *Erklärungskraft* des Begriffs von »Kultur« als analytisches, methodisches und reflexiv kritisches Instrument zur Repräsentation von Wirklichkeit. Zweitens reflektieren sie die *Möglichkeiten* und *Kompetenzen* dieser Kultur-Wissenschaft hinsichtlich ihrer Erkenntnis-potentiale und in Bezug auf die Gesellschaft. Drittens bestimmen sie das *Profil* und die *Position* des Fachs Volkskunde als »Kulturwissenschaft« im universitär wissenschaftlichen und im gesellschaftlichen Kontext. Und viertens: Wenn die VolkskundlerInnen über »Kultur« reden, dann tun sie das zur grundsätzlichen Profilierung von Gesellschaft als »differenzierte Integration« *vieler verschiedener Individuen*, die in unterschiedlichen Beziehungen zueinander stehen und sich auf unterschiedlichen sozialen Positionen befinden, und dennoch alle gemeinsam in *einer Gesellschaft* leben.

Der entscheidende Punkt – sozusagen die *Pointe* – des volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Denkens und Publizierens liegt konsequent darin, anhand des multidimensionalen *Konzepts* von »Kultur« die *Gesellschaft* als ihren *Gegenstand* des Wissens zu entwerfen, zu reflektieren und zu autorisieren. Damit erreichen die VolkskundlerInnen die diskursive Vereinigung der drei unterschiedlichen Dimensionen, die das »kulturwissenschaftliche« Wissen in den 1990er Jahren grundlegend charakterisieren: Indem sie den Kulturbegriff zu einer multidimensionalen »Relationierungsformel« ausgestalten, verbinden sie die inhaltliche Erkenntnisproduktion, die fachliche Profilbildung und Positionierung sowie die normative Modellierung der Gesellschaft als »differenzierte Integration« in dem einen »kulturwissenschaftlichen Wissen«. Die drei

Dimensionen funktionieren dabei nicht als drei in sich geschlossene Einzelteile, sondern sie konturieren und konstituieren sich gegenseitig. Volkskundliche Wissensarbeit, Identitätspolitik und gesellschaftliche Orientierung – im Sinne der Aufklärung – werden anhand der komplexen diskursiven Praxis zu einem einzigen Komplex »kulturwissenschaftlichen Wissens« verschmolzen.

Wie diese diskursive Verschmelzung konkret funktioniert und was unter dem Begriff der »Relationierungsformel« genau zu verstehen ist, soll im Folgenden expliziert werden.

Wissensarbeit: Formierung der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Episteme

Was bereits bei der irritierenden Skizze von Wolfgang Kaschubas Vorlesungsabstract in der Einleitung der Arbeit angedeutet wurde, wiederholt sich im Nachvollzug der diskursiven Praxis bei seinen FachkollegInnen: Nicht die auf den ersten Blick offenkundige »Kultur« definiert den *Gegenstand* volkskundlicher Konstruktion, sondern die »*Gesellschaft*«. »Kultur« funktioniert als *Instrument* des volkskundlichen Arbeitens: Der Kulturbegriff öffnet den ForscherInnenblick für ein »Kaleidoskop von Fragestellungen« (Henkel 1997: 226), das alle möglichen Ebenen und Bereiche aufnimmt, die den Menschen und sein Verhältnis zu sich selbst, zu anderen Menschen, zu Gesellschaft und Staat sowie zur – natürlichen oder gebauten – Umwelt beeinflussen. Anhand des Kulturbegriffs können die VolkskundlerInnen die Frage nach der gegenseitigen Bedingtheit, Abhängigkeit und Veränderung der unterschiedlichen Ebenen, die das soziale Leben der Menschen bestimmen, mit der Frage nach der Qualität und Charakteristik dieser Vernetzungen verbinden. Dieser Zugang verknüpft die Beschreibung und Analyse des Lebens mit der Reflexion und Kritik gegebener Lebenswelten und eröffnet so die Möglichkeit, gleichzeitig inhaltliche Information, interpretative Erklärung und subjektorientiertes Verständnis zu generieren und zu vermitteln.

»Kultur« dient den VolkskundlerInnen konsequent zur Herstellung von Sichtbarkeit der unterschiedlichsten Inverhältnissetzungen der Menschen in ihren historischen und sozialen Zusammenhängen. Die Sichtbarkeit der Vernetzungen bildet die Basis für das Deuten und Verstehen der menschlichen Lebenspraxis. Anhand des Kulturbegriffes verknüpfen die VolkskundlerInnen die soziale Organisation und Funktionalisierung von Geschlechtsunterschieden mit dem historischen Wandel, das Gefühl von Schutz und Beschränkung, Geborgenheit und Gewalt mit der Insti-

tution von Familie, die ökonomische und industrielle Infrastruktur mit der Ausprägung von Bedürfnissen, Berufspraxen und Handlungsspielräumen. »Kultur« setzt Mensch, Praxis und Materialität in analytischer Virtuosität immer wieder neu und anders ins Verhältnis, um der ebenso komplex wie nicht-linear gestalteten Wirklichkeit als Lebenswelt der Menschen auf die – wissenschaftlich theoretisierbare – Spur zu kommen. Kurz: »Kultur« ist nicht das Objekt, sondern der Schlüssel volkscundlichen Forschens.

Die Spezifik dieses Schlüssels liegt darin, dass er als »Relationierungsformel«¹ konzipiert ist: In der Gestalt einer »Formel« besteht »Kultur« aus unterschiedlichen Elementen, die in ihrer abstrahierten Definition miteinander kombiniert werden, um eine theoretische Aussage machen zu können. Die unterschiedlichen Elemente der volkscundlichen »Kulturformel« bestehen aus vier basalen Bereichen, die das Menschsein im wesentlichen prägen: Erstens ist dies der Mensch selbst. Zweitens sind es die Menschen als grundsätzlich mehrere und verschiedene, die sich zu Gruppen zusammenschließen (können). Drittens ist dies der Bereich der bereits abstrahierten Gruppenbildung als »Gesellschaft« bzw. als »Staat«. Und viertens ist damit der Bereich der naturgegebenen Physis definiert. Alle diese basalen Dimensionen des Menschseins bestimmen – in volkscundlicher Konzeption – das Leben, den Alltag, die Erfahrung, Wahrnehmung und Praxis des Menschen, indem dieser sich selbst zu diesen unterschiedlichen Feldern in eine Beziehung setzt oder in bestimmter Weise dazu in ein Verhältnis gesetzt wird. Mit dem *Menschen als analytischem Zentrum* systematisiert der Kulturbegriff die vier genannten Dimensionen menschlicher Realität zu einem komplexen Beziehungsfeld, indem er die *Relationierungen formelhaft zusammenfasst*. In dieser Konzeption als Relationierungsformel, ermöglicht es der Kulturbegriff den VolkscundlerInnen, die unterschiedlichen Dimensionen als einzelne – und in ihrer gegenseitigen Vernetzung – in den Blick zu nehmen und die Verhältnisse, die über die Relationierungen artikuliert, festgelegt, verhandelt, reflektiert oder kritisiert werden, analytisch zu bestimmen und in ihrer jeweiligen Qualität zu definieren und zu deuten.

Die drei Achsen des volkscundlichen Diskursraums – »Kultur«, »Wissenschaft« und »Volkscunde« – bestimmen den konkreten thematischen Rahmen, der die zeitgenössische Forschungsagenda konturiert. Funktioniert die Relationierungsformel als Instrument für die analyti-

1 Die analytische Qualifizierung von »Kultur« als Relationierungsformel basiert auf der theoretischen Entwicklung und Exemplifizierung von diskurstragenden Elementen als »Formel«, die Stefanie Duttweiler in ihrer Dissertation am Beispiel des »Glücks« entwickelt und vorgestellt hat (vgl. Duttweiler 2007).

sche und interpretative Realitätsdurchdringung grundsätzlich aller Wirklichkeitsphänomene, strukturieren die drei Achsen das volkskundliche Formationsfeld in einer historisch spezifischen Weise: Sie fungieren als »starke Instrumente«², die sich die Volkskunde für ihre wissenschaftliche wie gesellschaftliche Herausforderung, als legitime, autorisierte Institution des Wissens (weiter) zu bestehen, an die Hand gibt und als schützenden Rahmen ihres Denkens aufzieht. Die Achsen ermöglichen und organisieren (in doppelter Funktion der Struktur und Strukturierung) die disziplinäre Herstellung von gleichzeitig analytisch strukturiertem, reflexiv ausgerichtetem und kritisch intendiertem Wissen.

Als weiteres zentrales Charakteristikum der drei volkskundlichen Diskursachsen zeigt sich deren gegenseitige Verknüpfung, die über die kulturdefinierte Relationierungsformel hergestellt wird: Die volkskundliche Wirklichkeitsrepräsentation gesellschaftlicher Zustände leistet im wesentlichen die relationierende »Kulturanalyse«, anhand der inhaltlich systematisiertes Wissen hergestellt wird und aufgrund dessen das Ordnen bzw. eine Ordnung von Gesellschaft erst denkbar und möglich wird. Noch einmal anders formuliert läßt sich das disziplinär konstruierte Dreieck aus »Kultur«, »Wissenschaft« und »Volkskunde« auch als in sich geschlossener Zirkel skizzieren: Der relationierende Kulturbegriff legitimiert in seiner theoretischen wie methodischen Potenz die Volkskunde als »Kultur-Wissenschaft« als gerechtfertigte – realitätsadäquate – Instanz der Wissensgenerierung; die »Kulturwissenschaft« dient der Volkskunde als institutionell autoritäres wie legitimes Fundament ihrer Forschung; und die volkskundliche Forschung garantiert vice versa der Gesellschaft qua »kulturwissenschaftliche« Expertise deren orientierende Selbstdeutung aufgrund des »kulturwissenschaftlich« ermöglichten Verstehens der komplex gestalteten gesellschaftlichen Realität.

Konsequent und systematisch durchdekliniert bedeutet das erstens, dass der Kulturbegriff die volkskundliche Kompetenz manifestiert, anhand derer sich das Fach positioniert, um der Gesellschaft als potente Wissensinstanz, die sinnvollste Ordnung vorstellbar zu machen und zukunftsfähig zu stabilisieren. Das heißt zweitens, dass der Kulturbegriff – in volkskundlicher Konstruktion als Relationierungsformel – die analytische Kraft beinhaltet, die komplexe Realität abzubilden, kritisch zu reflektieren und zu deuten. Und das heißt drittens, dass Wissenschaft ohne volkskundlich repräsentierten Kulturbegriff nicht gedacht und sinnvoll eingesetzt werden kann. Von der entgegengesetzten Position her be-

2 Diese Charakterisierung entstand in analoger Übertragung der Formulierung von »starken« Differenzen« als Achsen des Hygienediskurses durch Philipp Sarasin (vgl. Sarasin 2001).

trachtet – sozusagen *ex negativo* – werden die Konsequenzen sichtbar, die sich im Falle einer Diskreditierung oder gar institutionellen Auflösung der Volkskunde ergeben würden: Ohne Kulturbegriff gelingt – in diesem diskursiven Sinn – keine Wissenschaftslegitimation. Ohne legitimen Status als autorisierte gesellschaftliche Institution kann die Volkskunde keine gesellschaftliche Position behaupten, wodurch sich die Komplexität der Wirklichkeit nicht »kulturwissenschaftlich« repräsentieren – das heißt vielschichtig beschreiben, erklären und verstehen – läßt, was wiederum die Konsequenz nach sich zieht, dass die Gesellschaft dann keine Instanz besitzt, die ihr einen autorisierten Entwurf der eigenen sozialen Ordnung – in einer Zeit der »Krise« und »komplexen« Vernetztheit – vorstellen bzw. zukunftsfähig etablieren kann. Mit dieser in sich geschlossenen, reziprok funktionierenden Konstruktion der drei Achsen ist dem Fach der Boden bereitet, nach innen wie nach außen legitim und autoritativ die eigene Stimme zu erheben, um mit seinen Deutungen über die gesellschaftliche Realität verändernd – im Hinblick auf eine »differenziert integrierte Gesellschaft« – am Prozess der Gesellschaft mitzuwirken.

Die dreifache Achsen-Konstruktion des volkskundlichen Diskursraums zeigt sich auch in der argumentativen Konzeption der volkskundlichen Beiträge, die im Verlauf ihrer reflexiven Darstellung die einzelnen – achsendefinierten – Stränge argumentativ zu einem komplexen Ganzen zusammenführen, wodurch dessen einzelne Achsen nur mehr schwer als solche erkennbar sind. Dies wiederum stützt einerseits das volkskundliche Credo der realen Komplexität und stabilisiert andererseits die drei Achsen volkskundlichen Denkens, indem jede nur im verbindenden Blick zu den zwei anderen ihren Sinn erhält bzw. das Einzelne erst aus dem einheitlichen Ganzen verständlich wird. Die geschlossene Achsenkonstruktion ermöglicht konsequenterweise die doppelte Stabilisierung und Stabilität der Disziplin: Die in gegenseitiger Konstitution aufeinander bezogene Konstruktion der Achsen verleiht dem Denkraum eine Konsistenz, indem sie ihn lückenlos umschließt. Die darin sichtbare und demonstrierte Existenz einer solchen epistemischen Ordnung legitimiert und autorisiert gleichermaßen die in diesem benannten und strukturierten Raum hervorgebrachten Denkleistungen: Rahmung und darin hergestelltes Wissen bilden so eine Dynamik, die sich gegenseitig ermöglichen.

Zusammenfassend formuliert, fungiert und funktioniert der volkskundliche Kulturbegriff in der Gestalt der Relationierungsformel im Sinne eines Perspektivenbündels, das die fachlichen Fragestellungen »kaleidoskopartig« öffnet, das konkrete Forschungsvorgehen und die Quellenwahl bestimmt, die Verbindungen systematisiert und die viel-

schichtige und mehrdeutige Relationalität des Kaleidoskops interpretierend nachvollzieht. Als »Formel« bringt der Begriff sowohl das Forschungsspektrum als auch das damit in den Blick genommene Wirklichkeitsfeld – trotz bzw. gerade in seiner Heterogenität – in eine profilierte Form. So unterschiedliche und in sich selbst komplex angelegte Bereiche der Realität wie die des Menschen in seinem Selbstbezug und Selbstverständnis, diejenige der menschlichen Lebensgestaltung, ihrer Symbolisierungen, der unterschiedlichen Gruppenbildungen und Hierarchisierungen im Zusammenleben, der reziproken Beziehung von Bedingung und Bedingtheiten zwischen Struktur und Praxis, der zeitlichen Dynamik – in widersprüchlichen Formen von Kontinuität und Transformation –, des Werdens und Gemachtwerdens von Natur und Materialität erreichen durch ihre Zusammenfassung in einen einzigen Begriff die Vorstellungskraft als ein komplexes, miteinander verbundenes, voneinander abhängiges und sich gegenseitig prägendes Ganzes. »Kultur« als grundsätzlich weit gefasste Relationierungsformel bringt diese ganze Dimension in das Blickfeld der Forschung und macht sie sowohl analytisch wie interpretativ handhabbar: Alles im begrifflichen Einen von »Kultur« eröffnet und erschließt so das Eine der Wirklichkeit in deren Umfassendheit einer komplex gestalteten Realität.

»Kultur« als Relationierungsformel eröffnet konsequent ein Perspektivenspektrum, mithilfe dessen die ineinandergeschachtelten Beziehungsfelder, -ebenen und -aspekte entfaltet werden können und hält sie als eine Formel dennoch immer zusammen. Das heißt, als »Relationierungsformel« ermöglicht »Kultur« die Analyse *komplex* gestalteter Gesellschaft und das heißt vice versa, die volkswissenschaftliche Gegenstandskonstruktion definiert sich als »kulturwissenschaftliche« Rekonstruktion einer »komplexen Gesellschaft«. Den analytischen Fixpunkt für die Entfaltung und Entschlüsselung der Relationierungen bildet im volkswissenschaftlichen Reden und Forschen der Mensch. Zu leitenden Kategorien, von denen jegliches Forschungsprojekt ausgeht, und auf die sie sich in jeglicher Interpretation wieder rückbezieht, bilden die Begriffe des »Subjekts«, der »Subjektivität« und »Subjektivierungen«, der »persönlichen Aneignungen«, »Vorstellungen«, »Meinungen«, »Bedürfnisse«, »Handlungen« und »Bewertungen« das kategorielle Instrumentarium für »kulturwissenschaftliche« Analyse. Entscheidend für die »kulturwissenschaftliche« Funktionalität dieser Begriffe ist deren Anleitung durch die Relationierungsformel. Keiner der Begriffe wird theoretisch und reflexiv vordefiniert, sondern sie entfalten ihre analytische Kraft und inhaltliche Spezifizierung erst und nur im konkreten relationierenden Forschungsnachvollzug der Wirklichkeit. Die definitorische Kombinatorik des volkswissenschaftlichen Vorgehens anhand der Relationierungsformel formiert

und formuliert sein disziplinäres Profil konsequent als »multisited ethnography« (vgl. Welz 1998).

Mit dieser Konzipierung ihres Kulturbegriffs und seiner Positionierung als Schlüsselement ihrer fachlichen Wissensproduktion entsprechen die VolkskundlerInnen einer Anforderung an die zeitgenössische Geistes- und Sozialwissenschaften, die Michael Maset in seinem Beitrag zu »Kultur« in der Geschichtswissenschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts prägnant zusammenfasst:

»Das problematische Verhältnis von Individuum und Gesellschaft begleitet Soziologie, Ethnologie und Geschichtswissenschaft schon lange. Während ältere Lösungsversuche sich entweder auf die »Umstände« oder das »Machen« im berühmten Diktum von Marx konzentrierten und dementsprechend den Vorrang von Strukturtheorie oder Handlungstheorie zu begründen versuchten, betonen neuere Arbeiten die Notwendigkeit einer Vermittlung beider Aspekte. Diese Erkenntnis, deren Relevanz beim gegenwärtigen Stand der Diskussion unmittelbar einleuchtet, verspricht einen *analytischen Komplexitätsgewinn*, setzt aber auch einen *gesteigerten Operationalisierungsaufwand* voraus.« (Maset 2002b: 159; Hervorhebungen se)

Ebendiesen Komplexitätsgewinn ermöglicht die relationierend definierte »Kulturformel« der zeitgenössischen Volkskunde.³

Das Angebot der Volkskunde: Gesellschaftliches Krisenmanagement durch »kulturwissenschaftliche« Orientierung

Der Kulturbegriff erhält in seiner volkskundlichen Konzeption und Positionierung als Relationierungsformel eine Potenz, die dem gerecht werden will, was Niklas Luhmann in seiner Explikation der »Wissenschaft der Gesellschaft« als Leistung von wissenschaftlichen Theorien definiert: Bei wissenschaftlicher Theoretisierung, »handelt [es] sich nicht um validiertes Weltwissen, sondern um eine Re-Systematisierung, die eigenen Aufbauprinzipien folgt« (Luhmann 1997: 152f). Diese Resystematisierung qualifiziert sich darin, dass sie »die Reduktion von Komplexität zum Neugewinn von Komplexität ausnutzt und die Isolierung

3 Ob diese Komplexitätsrepräsentation – im Hinblick auf ein bestimmtes theoretisches Niveau – in den konkreten »volkskundlichen« Forschungen auch wirklich gelingt, ist damit nicht gesagt. Oft werden die potentiell möglichen Erkenntnisse anhand des Quellenmaterials nur skizziert und wenig systematisch ausgewertet.

der wissensfähigen Sachverhalte re-systematisiert« (ebd.). In diesem Sinn produziert die Volkskunde als Wissenschaft keine Reduktion von Komplexität, sondern entwirft anhand ihres Kulturbegriffs eine Form der Erfassung und Vermittlung (im doppelten Sinne von Übersetzung und Übergabe) von Komplexität, die das erforschte, historische, menschliche, soziale und geschlechtliche Andere in einer neuen Sprache für Viele zugänglich und verstehbar macht. Die starke Betonung der Empirie als Fundament und Horizont des volkskundlichen Arbeitens findet darin gleichzeitig ihre Potenz, Legitimität und Autorität. »Theorie« gewinnt ihren Sinn durch eine spezifische Form und Funktion: Ziel der Theoretisierung ist die wissenschaftlich gefasste *Umformulierung der realen Komplexität* in Form einer *gesellschaftlichen Ordnung*.

Unter dem »heimlichen« Fokus, der den zeitgenössischen Diskurs der Volkskunde ausrichtet, ergibt sich folgende Spezifik: Analyse und Deutung der gesellschaftlichen Wirklichkeit orientieren sich am Ziel einer möglichen gesellschaftlichen Veränderung im Sinne einer Verbesserung. Der Mensch steht im »kulturwissenschaftlichen« Zentrum, von dem aus und auf den hin die Volkskunde in ihrer spätmodernen Formierung denkt. Ein besserer gesellschaftlicher Zustand bemisst sich an der Situation seiner einzelnen, verschiedenen und in Gruppen zusammengeschlossenen Gesellschaftsmitglieder. Von diesem – fokussierten – Ende volkskundlichen Denkens wieder auf den Anfang bzw. den Ausgangspunkt für jede fachliche Forschung hin gedacht, richtet sich die volkskundliche Analyse und Blickrichtung exakt auf dieses Feld, in dem sich die Menschen in ihrem ganzen Lebensvollzug bewegen, Beziehungen aufbauen, in Verhältnisse treten und sich an einem gesellschaftlichen Gesamten orientieren (müssen). Sie blickt auf das komplexe Ineinander und Miteinander von unterschiedlichen Personen, Positionen, Materialitäten, Idealen und Ideologien, strukturellen Gegebenheiten, Handlungen, Vorstellungen, Bedürfnissen, Erfahrungen, Zuordnungen, Ausklammerungen, Instrumentalisierungen und Orten, die sie über die relationierende »Kultur«perspektive wahrnimmt, analytisch auswertet und im Hinblick auf den Menschen interpretiert. In dieser Komplexität bewegt sich die Volkskunde mit ihren Forschungen, und darauf bezieht sich sowohl ihr Erkenntnisinteresse, ihr Instrumentarium, ihre Quellenwahl sowie ihr Erkenntnisziel, anhand dessen sie Anleitungen zur (modifizierenden) Gestaltung des Sozialen entwirft.

Die Relationierungsformel »Kultur« bietet auch hier das entscheidende Instrumentarium, indem die Komplexität in ihrer Vielschichtigkeit geordnet, verstehbar und darin auch für Kritik und verbessernde Praxis geöffnet werden kann. Das Ziel der besseren Gesellschaft basiert auf einem Konzept, das gleichzeitig Appellfunktion übernimmt, das auf

die Selbstverantwortung der verschiedenen und einzelnen Gesellschaftsmitglieder für ihre Gesellschaft baut. Arbeit an sich selbst heißt hier konsequent, die eigenen – also alle möglichen, subjektiven, individuellen wie gruppenspezifischen – Selbstverständlichkeiten immer wieder selbst zu hinterfragen und sich – auch im eigenen Alltag – immer wieder verunsichern zu lassen (vgl. Kaschuba 1995a: 28). Im gleichen Sinn funktioniert die Thematisierung der inneren Vernetztheit von »Kulturwissenschaft« und Lebensalltag, die vor allem die programmatischen Beiträge der Volkskunde bestimmend prägt. Die Verbindungen, Parallelitäten und Gemeinsamkeiten des »kulturwissenschaftlichen« und des »normalen« Alltags, die die VolkskundlerInnen beschreiben, demonstrieren immer wieder die Unhintergebarkeit und die theoretische Unauflösbarkeit der für die späte Moderne charakteristischen Komplexität. Das volkskundliche Konzept der spätmodernen Subjektivität als grundsätzlich »kulturwissenschaftliche« Subjektivität – oder anders formuliert: alle Menschen sind spätestens seit dem Ende des 20. Jahrhunderts im Eigentlichen »KulturwissenschaftlerInnen« (vgl. Köstlin 1996b) – entwirft die praktische Bearbeitungsform für den als problematisch empfundenen und als »krisenhaft« erfahrenen Umgang mit der Komplexität des gesellschaftlichen (Zusammen-)Lebens. Anhand der »kulturwissenschaftlich« vermittelten Kompetenz, die scheinbar undurchdringlichen Verbindungen und Verknüpfungen, aus denen jeder Alltag für jeden Menschen besteht, beschreibbar, reflektierbar und kritisierbar zu machen, erhalten sowohl die Menschen als Individuen als auch die Gesellschaft als Zusammenfassung dieser individuellen Subjekte ein adäquates Instrument, um sich im dichten Geflecht ihrer Lebenswirklichkeit orientieren zu können.

Die »kulturwissenschaftliche« Kritik fokussiert unter der konkreten volkskundlichen Zielvorgabe einer »differenziert integrierten« Gesellschaft diejenigen Aspekte, Bedingungen und Bedingtheiten, die für Menschen in irgendeiner Weise hinderlich wirken. Im Hinblick auf das »größtmögliche Glück einer größtmöglichen Zahl an Menschen« (vgl. Bausinger 1995) konzentriert sich die Volkskunde – unter dem Stichwort der Aufklärung – auf die Zumutungen, Chancen, Beschränkungen, Ambivalenzen, Widerständigkeiten und Widersprüche, die Wahlmöglichkeiten, Optionen und (Un-)Freiwilligkeiten, mit denen die Feld Menschen konfrontiert sind. Bevorzugte Forschungsthemen bilden deshalb im Verlauf der 1990er Jahre die »Mobilität«, »Inklusion und Exklusion«, »Ethnisierung und Ethnizität«, »Differenz« in jeder Couleur und nationale, geschlechtsspezifische »Konstruktionen«. Sehr oft verlagert sich das lokale Untersuchungsfeld dementsprechend nach Osteuropa oder in die nähräumlichen »Brennpunkte« sozialen Lebens.

Indem der volkskundliche Denkraum als diskursive Formation in direkter Abhängigkeit und Anschlussfähigkeit zur zeitgenössischen sozialen Wirklichkeit steht, bildet die fachliche Themensetzung die gesellschaftlichen Aktualitäten ab und nach. Was Ulrich Beck, Wolfgang Bonß und Christoph Lau in ihrem Gesellschaftsmodell der späten – in ihrer Diktion der »Zweiten« – Moderne als Charakteristika diagnostizieren, kann gleichzeitig als Themenliste der gleichzeitigen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungen gelesen werden:

»Die Gleichsetzung von Gesellschaft mit Nationalstaat, also das Container-Modell der nationalstaatlich organisierten Gesellschaften, eingespielte neokorporatistische Verhandlungssysteme, geregelte industrielle Beziehungen, die Betriebsförmigkeit von Arbeit und Produktion, das Ideal der normalen Vollbeschäftigungsgesellschaft, Normalarbeitsverhältnisse mit standardisierten Erwerbsbiographien, zuverlässig funktionierende Sozialsysteme, in Klassenkulturen wurzelnde Massenparteien, Kleinfamilien mit herkömmlicher Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen oder auch klare Grenzen zwischen Wissen und Nicht-Wissen, klare Grenzen zwischen Wir und den Anderen – alles dies sind Hintergrundannahmen und Basisprinzipien des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die heute im Zuge reflexiver Modernisierung in Fluss geraten sind.« (Beck/Bonß/Lau 2001: 11f)

Diese Themenwahlen sichern der Volkskunde die Erkennbarkeit ihrer fortbestehenden Relevanz sowie ihre inhaltliche Akzeptabilität. Die Wahlen allein machen die Themensetzungen auf der Forschungsagenda aber noch nicht zu volkskundlichen Thematisierungen. Dazu werden sie erst durch die komplexe, oben beschriebene diskursive Strukturierung und Profilierung, die sich in der paradoxen Dynamik aus Differenzierung und Entdifferenzierung gegenüber den MitkonkurrentInnen auf dem gesellschaftlichen Feld zeitgenössischer Selbstvergewisserung entfaltet.

»Kultur« als Relationierungsformel bietet den VolkskundlerInnen dabei nicht nur das wissenschaftliche Instrumentarium, sondern bündelt auch die unterschiedlichen Lösungsvorschläge, die sie anhand ihrer konkreten Forschungen entwerfen: Die FachwissenschaftlerInnen vertreten ein Gesellschaftskonzept, das auf erhöhter Abstraktion und Differenzierung basiert, und zwar bezogen auf alle möglichen Ebenen sozialer Struktur. Seien dies theoretische Klärungen sozialer Dynamik, strukturelle Vorschläge für nationale und internationale Institutionen der Konfliktregulierung oder praktisch-pragmatische Eingriffe in konkreten Berufsfeldern des Museums oder der Vertretung bestimmter sozialer Gruppen. Solche Differenzierung und Abstraktion ist anhand der formelgeleiteten Blickrichtungen erreichbar: Indem »Kultur« den Menschen in sei-

ner perspektivischen Mitte hält und von dort nach seinen kontextuellen Inverhältnissetzungen fragt, werden »Mischungen«, »Übergänge«, »Zwischenräume« und »Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen« sichtbar, die in ihrer Transparenz gleichzeitig die Kompetenzsteigerung im Umgang mit diesen Relationierungen bzw. Spannungen beinhaltet. Letztlich dient dem – implizit immer vorgestellten Ziel der »differenzierten Integration« – die volkswundliche Betonung von neuen Synthesen des bisherigen Wissens, Könnens und Handelns. Das heißt: »Kultur« als *Relationierungsbegriff* macht die Gesellschaft als »differenzierte Integration« denkbar, weil »Kultur« als *Relationierungsformel* die vieldeutige, immer konkretisierte Komplexität ordnet, erkennbar und neu organisierbar macht. Das begriffliche Differenzierungs- und Deutungsangebot, das die Volkskunde ihren LeserInnen – und als wissenschaftliche Institution ganz allgemein der Gesellschaft – präsentiert, liegt in der Form und Qualität von »Kultur« als Relationierungsformel: Die diversen und analytisch differenzierten Inverhältnissetzungen des Individuums in und mit seiner schwer durchschaubaren komplexen Umgebung bietet diesem sowohl eine erkennbare Ordnung des Ganzen als auch der eigenen Situation und Situiertheit an. Anhand der »begrifflichen Bändigung« (Duttweiler 2005: 69) qua »Kultur« bringt die Volkskunde sowohl die Orientierung benötigenden Individuen wie auch das ganze Kollektiv dem Ziel einer stabilisierten Gesellschaft aus differenzierter Integration näher. Stabilisiert wird so nicht nur die Existenz der Volkskunde aufgrund ihrer diagnostischen und orientierenden Sozialkompetenz sondern auch die Existenz der Gesellschaft.

Der volkswundliche Kulturbegriff wird damit nicht zum *theoretisch normativen Konzept*, sondern er entwirft, formiert und portiert als analytisch-beschreibender, kritisch-reflexiver Begriff die *normativ positionierte Gegenstandskonstruktion* und die darin enthaltene *Ordnung* der Gesellschaft. »Kulturwissenschaft« konturiert sich deshalb als theoretisierende Gesellschaftsanalyse, selbstreflexive Gesellschaftskritik und moralisch-normative Gesellschaftspraxis (vgl. Kaschuba 1995). Diese fachliche Profilierung reagiert auf die Charakteristik der spätmodernen Konkurrenz des Wissens: Die Selbstdeutungskompetenz der Gesellschaft basiert am Ende des 20. Jahrhunderts weniger auf konkretem Wissen selbst, als viel wesentlicher und entscheidender auf der Kenntnis und – in Form institutionalisierter Wissensinstanzen – auf der Handhabbarkeit von prozedural, flexibel und komplexitätsadäquat konzipierten Instrumenten, die darauf ausgerichtet sind, gesellschaftliche Prozesse und Probleme sichtbar zu machen, um so als *Orientierungshilfe* zu dienen.

Identitätspolitik: Stabilisierung der »kulturwissenschaftlichen Volkskunde« als universitäre Disziplin und gesellschaftliche Wissensinstitution

Mit der konzeptuellen Zurichtung des Kulturbegriffs als Relationierungsformel präsentiert sich die Volkskunde als »kulturwissenschaftliche« Expertin für die – als Individuen wie im Kollektiv angesprochene – Gesellschaft und positioniert sich als Leitdisziplin – im Sinne der *prima inter pares* – gesellschaftlicher Selbstverständigung. Plausibilität erhält die Volkskunde in ihrem gesellschaftsmodifizierenden Stabilisierungsprojekt anhand des hohen Wiedererkennungseffekts ihrer Themenwahlen mit aktuell drängenden Problemlagen. Im diskursiv bewussten wie dezidierten Anschluss an allgemein bekannte, täglich wiederholte, als problematisch diskutierte und erfahrene Situationen schafft die Volkskunde eine Kohärenz aus Angebot und Nachfrage, die den konkreten Vorschlägen Akzeptanz garantieren und die Volkskunde in ihrer Selbstpositionierung stärken.

Die Volkskunde generiert zudem für die Vermittlung und Rezeption ihres »kulturwissenschaftlichen« Wissens eine zentrale Anschlussstelle: Indem der analytische Fixpunkt aller kulturgeleiteten Nachvollzüge von unterschiedlichsten Beziehungsnetzen der Mensch an sich darstellt, entsteht eine hohe Anschlussfähigkeit für das Publikum, das sich selbst an die Stelle des analytischen Zentrums setzen kann und seine eigenen Erfahrungen mit den konkret empirischen Erfahrungen in den Forschungsdarstellungen abgleichen kann; dieses Anschlusspotential bietet eine der Grundlagen für die potentiell erfolgreiche Etablierung des volkskundlichen Gesellschaftskonzepts, das über den rezipierenden Erfahrungsabgleich der LeserInnen gleichzeitig eine Ordnung und Praxisanleitung für gesellschaftliche Integration bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung eigener (und anderer) Unterschiede zulässt. »Kultur« in seiner relationierenden Qualität übernimmt in diesem doppelten Angebots- und Rezeptionskomplex sowohl die Rolle des theoretisch-wissenschaftlichen Instruments sowie dasjenige realer sozialer Praxis: So wie sich die Menschen immer wieder, tagtäglich zueinander in ein Verhältnis setzen (müssen), so ermöglicht »Kultur« als analytische Relationierungsformel die Transparenz dieser permanent dynamischen Komplexität. Und: Die Profilierung von Gesellschaft als Netz von Relationen profiliert gleichzeitig die volkskundliche Disziplin als Einsichten vermittelnde Instanz.

Wissen über die Gesellschaft und die eigene Wirklichkeit muss auf dem Boden dieser (Kultur-)Wissenschaftskonzeption immer wieder neu hergestellt und übermittelt werden, da es sich mit der Veränderung der

Gesellschaft ständig überholt. Die Rede über die Gesellschaft im »Wandel« manifestiert in diesem Sinn gleichzeitig den diskursiven Effekt *und* das Instrument der »Kulturwissenschaft« als orientierende Instanz. »Kultur« als »Relationierungsformel« funktioniert als inhaltlich produktives, die Gesellschaft orientierendes und disziplinär identitätsprofilierendes Instrument, indem die Formel die inhaltliche und identitätspolitische Ebene diskursiv auf der Ebene der einen fachlichen Episteme miteinander verschmilzt. Die Produktivität dieser Verschmelzung liegt in der gleichzeitigen Verschleierung der diskursiv doppelten Konstruktion aus inhalts- und identitätsorientiertem Fundament sowie der latent weiter wirkenden Dynamisierung von Wirklichkeitsanalyse und fachlichem Konkurrenzmanagement. Als Dreh- und Angelpunkt in diesem diskursiv hergestellten und ausbalancierenden Geflecht erweist sich der Kulturbegriff: »Kultur« konstituiert die Volkskunde – epistemisch und institutionell – als spezifisches, wissenschaftliches Fach sowie gleichzeitig das Fach die Definitionsmacht über den Kulturbegriff für sich in Anspruch nimmt. »Kultur« wird so zum Kitt der innerdisziplinären, interdisziplinären und inter-institutionellen disziplinären Verbindung – zum Zweck der internen Konsistenz, überfachlichen Kooperation und überwissenschaftlichen Rezeption sowie Akzeptanz.

In Bilder gefasst kann die Volkskunde als eine Institution beschrieben werden, die sich anhand einer subtilen *Guerillataktik* als »geheime« *Schlüsseldisziplin* im wissenschaftlichen Untergrund bewegt. Aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, schreibt sich die Volkskunde die Rolle des *Libero* zu, der als »kulturwissenschaftlicher« *primus inter pares*, das interdisziplinäre, geistes- und sozialwissenschaftliche Team anleitet und zu möglichst guten Resultaten anspornt. Noch einmal in neuer Positionierung, begibt sich das Fach auf den Platz der *Parteilosen*, die als *überspezifische Deutungsinstanz* möglichst interessenungebunden das Geschäft der gesellschaftlichen Ordnung und Organisation wesentlich mitgestaltet. Und letztlich lassen sich die FachvertreterInnen in der Funktion von moderierenden *SupervisorInnen* beschreiben, die als *gesellschaftliche ExpertInnen* für »differenzierte Integration« werben (und sorgen). Dass den VolkskundlerInnen im (harten) Spiel des Bäumchenwechsel'-Dich dieses anspruchsvolle Rollenspiel gelingt, liegt neben der offensiv-defensiven – oder verzweifelt selbstbewussten – Inkorporationsstrategie, die sie mit der »Kultur-Disziplinierung« praktizieren, in der ausgleichend stabilisierenden Identitätsdiffusion, die sich in Form der Namensvielfalt – als »Fach auf der Suche« (vgl. Kaschuba 1995a: 27) – im Sinne einer defensiven Sozialisation konstant und konstitutiv in die zukünftige Fachtradition einschreibt. Ob sie sich mit dieser Art der Existenz- und Identitätssicherung nicht eigentlich – zumindest auf Dauer

– überfordern, bleibt als kritische Frage oder als Memento Mori hier anzumerken.

Resumée: Diskursive Verschmelzung von volkskundlicher Wissensarbeit, Identitätspolitik und gesellschaftlicher Orientierung

Pointiert zusammengefasst erreichen die VolkskundlerInnen die Reifizierung ihres disziplinären Denkraums durch die diversifizierte Varietät der Begriffsbedeutungen von »Kultur«, die in einer quantitativen Ausweitung auf die zwei qualitativ unterschiedlichen Dimensionen der wissenschaftlichen Realitäts(re)präsentation und disziplinären Identitäts(re)produktion besteht. »Kultur« übernimmt die doppelte Rolle als inhaltlich wie institutionell funktionierende Relationierungsformel, die auf der strukturellen Diskursebene die Qualität eines disziplinären »Kampfbegriffs« gewinnt.

Für die VolkskundlerInnen ist aufgrund dieser komplexen, diskursiven Verbindung aller Strukturebenen – der Verknüpfung von fachlicher Tradition, wissenschaftlicher Autorität und Potenz sowie der gesellschaftlichen Relevanz bzw. der disziplinären Selbstverwandlung, Feldsicherung und Allianzensicherung – so selbstverständlich, dass »Kultur« ein genuin fachlicher Begriff der Volkskunde darstellt. Diese disziplinäre Selbstverständlichkeit von »Kultur« manifestiert sich sehr evident im publizierenden Umgang der Studierenden mit dem Kulturbegriff – im Sinne erfolgreicher Fachsozialisation –, die weitgehend ohne programmatischen und reflexiven Vorspann – zum Teil sogar ohne den Kulturbegriff selbst, allein unter der Prämisse und Perspektive »kulturwissenschaftlichen« Forschens – die volkskundliche Diskurspraxis und -struktur in ihre eigenen Arbeiten einschreiben (vgl. Stellwag 1991; Dorn 1991; Letsch 1994). Die Evidenz volkskundlichen Denkens entsteht konsequent aus der Konsistenz des diskursiv etablierten Denkraums, der den Effekt der kontextbedingten Konstruktionsweise darstellt.

In der diskursiven Verschmelzung von inhaltlicher und institutioneller Ebene im volkskundlichen Sprechen verbinden die FachvertreterInnen die thematische und identitäre Arbeit zu der *einen* disziplinären Episteme, die gleichzeitig das volkskundliche Ringen um soziale Deutungsmacht über die gesellschaftliche Ordnung spiegelt, impliziert und sichert (ohne sie endgültig zu garantieren). Den Kern der fachlichen Wissensarbeit, der Identitätspolitik und der gesellschaftlichen Orientierung, die die Volkskunde konstant leisten will und muss, bestimmen in diesem Sinn die volkskundlich hergestellten »Kultur«-Konstruktionen:

Indem die FachvertreterInnen den Kulturbegriff als Relationierungsformel zum potenten wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Deutungsinstrument formieren, erreichen sie die besondere Qualifizierung, Profilierung und Positionierung der Volkskunde als (Orientierungs-)Wissensschaffende Institution.

Die volkskundliche Diskurspraxis und -konstitution erreicht so eine gegenseitige und damit untrennbare »innere« Verknüpfung von Gegenstandskonstruktion und Identitätsarbeit, die das Fach in seiner konkreten Profilierung ohne spezifisch fachliche Episteme undenkbar macht, wie die Episteme ohne disziplinär identifizierbare institutionelle Basis unmöglich wäre. Fachwissenschaftliche Identität und epistemische Fachwissenschaft können konsequent nur analytisch getrennt werden; real bedingen sie sich gegenseitig in ihrer grundsätzlichen Existenz. Die »Kultur«-Konstruktionen der volkskundlichen Diskurspraxis schließen konsequent die anhand der Relationierungsformel von »Kultur« hergestellte *Konstruktion der Gesellschaft* als differenzierte Integration und die *Konstruktion von »Volkskunde«* als eigenständige, interdisziplinäre Disziplin in dem einen Begriff zusammen: So fundamental sich in einer konkurrierend organisierten Wissenschaft die Konkurrenz in die Konstitution des Wissens einschreibt, so fundamental konstituieren sich »Kultur« und »Volkskunde« gegenseitig über die Herstellung von »kulturwissenschaftlichem« Wissen.

